

## Analyse

**Ronnie O'Sullivan** Der Snookerprofi ist dabei, seinen sechsten Weltmeistertitel zu gewinnen. *Von Nicola Brusa*

# Spiel gegen die Langeweile und andere Dämonen

Einige Wochen vor den Weltmeisterschaften 2013 meldete sich Ronnie O'Sullivan zurück. Er gab bekannt, er wolle seinen Titel nun doch verteidigen. Als Gründe gab der Snookerprofi wahlweise an, er brauche Geld, oder es sei ihm langweilig geworden. Seine Konkurrenten nahmen es mit Erstaunen zur Kenntnis - zuerst seine Rückkehr, dann seinen Sieg und schliesslich seinen erneuten Rücktritt.

Nun scheint sich das Spiel zu wiederholen. Ronnie O'Sullivan, der Engländer, der seine Kugeln derart schnell versenkt, dass sie ihn «The Rocket» nennen, will seinen sechsten Weltmeistertitel gewinnen. Seit Ostersonntag laufen die Spiele in Sheffield, mehr als zwei Wochen dauern sie. Der 38-Jährige, mit wenig Spielpraxis ins Turnier gegangen, gilt als Favorit. Seine Wettquote liegt bei rund 2. Nicht nur den Buchmachern



gilt der Mann als Genie. Rolling-Stones-Gitarrist Keith Richards nennt ihn «den Mozart des Snookers».

Ronnie O'Sullivan, aufgewachsen im Nordosten Londons, zeigte früh sein Talent. Im örtlichen Pub reihte er Sieg an Sieg - gegen Erwachsene. Dafür musste sich der Junge auf eine Kiste stellen. Mit 14 spielte er erstmals vor TV-Kameras und fiel durch seine Schnelligkeit auf. «Je schneller man spielt, desto schneller denkt man», sagte der Teenager nach gewonnener Partie. Neben ihm stand Vater Ronnie senior und platzte beinahe vor Stolz. Als Ronnie 16 und gerade Profi geworden war, musste der Vater, mit Sexshops zu Geld gekommen, wegen Mordes für 18 Jahre ins Gefängnis. Er hatte einen Streit in einem Nachtclub mit dem Messer beendet.

Mit 14, 15, 16 habe er perfektes, unerschrockenes Snooker gespielt, sagt

O'Sullivan, daran erinnere er sich, und daran messe er sich. Nicht immer hält er dem Druck stand. Er leidet unter Selbstzweifeln und Depressionen, war ebenso Mitglied der Anonymen Alkoholiker wie der Anonymen Drogensüchtigen. In einer Partie gegen sein Kindheitsidol Stephen Hendry war er vom eigenen Spiel derart enttäuscht, dass er sogar den Tisch verliess. Als Pokerspieler wäre er chancenlos: Sein Gesicht verrät seinen Gefühlszustand zuverlässig.

Dank seiner Begabung und seiner Dämonen ist Ronnie O'Sullivan der grosse Entertainer im professionellen Snooker. Er unterhält mit spektakulärem Spiel, mit Skandalen und Skandalchen. So spielte er 1996 einen Teil einer WM-Partie lässig - manche sagen respektlos - mit links und gewann. Er wurde verwahrt, weil er einem Schiedsrichter zum Sehtest riet.

Er wurde gebüsst, weil er gegenüber einer Schiedsrichterin obszöne Gesten machte. Er wurde gesperrt, weil er seine Wut an einem Offiziellen ausliess - mit einem Kopfstoss.

Seine Probleme bekommt O'Sullivan mithilfe eines Psychologen in den Griff oder indem er ihnen davonläuft. Steven Peters lehrte ihn, während seiner Spiele die Dämonen auf die Seite zu schieben. Scheitert er dennoch, hilft laufen. «Danach fühle ich das Böse in mir nicht mehr», sagt er. Er läuft pro Woche gegen 50 Kilometer.

Ronnie O'Sullivan hat im Snooker alles erreicht, alles gewonnen. Plötzlich fehlte ihm der Antrieb. «Es fühlte sich an wie tot», sagte er vor seiner letzten Auszeit. Dann wurde es ihm langweilig, oder er brauchte das Geld. «Snooker wäre ohne mich nicht tot. Aber mit mir ist Snooker viel besser.»

**Nordkorea** Die Schweiz bildet Soldaten für Kim aus. Das ist sinnvoll.

*Von Christoph Neidhart*

## Ein Schock für Offiziere

Bundesrat Ueli Maurer hat recht. Es ist sinnvoll, ein paar nordkoreanische Offiziere zu einem Kurs in die Schweiz einzuladen. Dabei ist es sicher übertrieben zu behaupten, die Schweiz biete ihnen eine «Ausbildung»: mit 150 000 Franken für acht Nordkoreaner, nicht einmal 20 000 pro Offizier, inklusive Reise und Unterkunft?

Ein Besuch im Ausland ist für Nordkoreaner eine Schocktherapie. Schon der Überfluss, in dem wir leben, erschüttert den Glauben an ihr Regime. Zumal dieses keine Ideologie anbietet, nur Nationalismus und Personenkult. Nordkorea war nie kommunistisch, es nannte sich bloss so. Aus der neuen Verfassung wurde das Wort gestrichen. Die Diktatur lehnt sich viel eher an die Modelle Hitlers und des japanischen Faschismus an und auch an vormoderne koreanische Feudalstrukturen.

Die meisten Nordkoreaner wissen wenig über das Ausland, viel weniger als einst die Rumänen unter Ceausescu oder die Menschen in der Sowjetunion. Jene Nordkoreaner, die ins Land geschmuggelte südkoreanische Fernsehserien sehen, können sich nicht vorstellen, dass der scheinbare Luxus in diesen Filmen, etwa der Besitz eines Autos, im Süden normal ist.

Hohe Offiziere dürfte ein Besuch im Westen erst recht schockieren. Ihnen hat man eingehämmert, ihr Land müsse ständig mit einem Angriff der Amerikaner rechnen. Und: Nordkorea könne einen Krieg gewinnen. Beides widerlegt sich ihnen in den Kursen in Genf. Das ist ein Beitrag zum Frieden: Je mehr Offiziere erkennen, dass Nordkorea keine Chance auf Erfolg hat, umso unwahrscheinlicher wird ein militärisches Abenteuer Pyongyangs. Nordkoreas Armee ist zwar gross, aber marode; viele Soldaten hungern. Das Regime vertuscht das mit seiner absoluten Kontrolle über Informationen. Die Isolation wird dadurch zum Kriegsrisiko. Und die Einladung für einige Offiziere aus Nordkorea nach Genf wird ein bescheidener Beitrag zu etwas Entspannung.

Nationalräte, die das nicht verstehen wollen, demonstrieren damit bloss, wie sehr sie sich selber isoliert haben. Dabei könnten sie, anders als die Nordkoreaner, ohne Risiko über den eigenen Tellerrand hinaussehen.



Ausgesöhnt (v. l.): Fatah-Mann Azzam al-Ahmed und die Hamas-Leute Ismail Haniya und Moussa Abu Marzouk. Foto: Adel Hana (AP)

**Nahost** Die Palästinenserorganisationen Fatah und Hamas haben sich versöhnt. Es nützt ihnen nichts. Im Gegenteil. *Von Susanne Knaul, Jerusalem*

## Eine gute Ausrede für Netanyahu

Mahmoud Abbas ist in Bedrängnis. Neun Monate hat der palästinensische Präsident mit Israel verhandelt und sein Volk einem eigenen Staat doch keinen Schritt näher gebracht. Noch vor wenigen Tagen drohte er damit, die Palästinensische Autonomiebehörde (PA) aufzulösen, sollte Israel sich nicht kompromissbereiter zeigen. Das Ausöhnungsabkommen, das seine Fatah-Fraktion und die Hamas soeben geschlossen haben, ist aus der Not geboren. Es signalisiert, dass er auch anders kann. Wenn Israel wieder nicht reagiert, könnte Abbas zumindest mit der nationalen Einheit aufwarten, die sich die Palästinenser so sehr wünschen.

Auch die islamistische Hamas im Gazastreifen hat den Weg der Versöhnung nicht aus freien Stücken gewählt. Ihre Kassen sind leer, seit die Financiers in Katar und im Iran den Geldhahn zugedreht haben - und die Steuereinnahmen für die Schmugglerware aus Ägypten ausbleiben. Zu gern hätte die Hamas ein Stück vom Kuchen der Autonomiebehörde. Damit die Einheit langfristig funktioniert, müssten Tausende Fatah-Leute von der PA entlassen und Tausende Hamas-Leute neu eingestellt werden. Im Gazastreifen

wie im Westjordanland, das vom Westen unterstützt wird, gerade weil die Sicherheitstruppen dort die Hamas im Zaum halten. Und genau das spricht denn auch gegen eine Beteiligung der Hamas, es sei denn, sie schwöre dem Kampf gegen Israel ab.

### Gesprächsbereit wie noch nie

Eine Anerkennung Israels fällt den Islamisten in Gaza schwer, trotzdem sprechen sich auch Hamas-Politiker immer öfter für eine Zweistaatenlösung aus. Keinen Frieden, aber einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit bieten sie an. Nie waren die palästinensischen Islamisten gesprächsbereiter als heute, denn nie zuvor waren sie international so isoliert. Selbst in Kairo, wo vor nicht allzu langer Zeit noch die Muslimbrüder regierten, wird die Hamas als Terrororganisation geächtet. Die Gleichgesinnten in Ägypten warten zu Hunderten auf den Galgen.

Wer den Dialog mit den palästinensischen Islamisten sucht, weil der Boykott letztlich die Radikalen stärkt, darf nicht länger warten. Dass die USA erzürnt über das innerpalästinensische Bündnis reagiert haben, ist nachzuvollziehen: Es traf sie unvorbereitet. Der

gute Ton hätte es verlangt, dass Abbas US-Aussenminister John Kerry, der sich für Palästina einsetzt, zumindest vorab informiert. Mit Sanktionen zu drohen, weil die Hamas in die palästinensische Einheitsregierung einzieht, ist hingegen voreilig und kontraproduktiv.

Die EU hat das palästinensische Ausöhnungsabkommen nämlich als wichtigen Schritt zur Zweistaatenlösung begrüsst. Jetzt neutralisieren sich die beiden wichtigsten internationalen Mitspieler im Nahostkonflikt gegenseitig, weil sie sich nicht abgesprochen haben. Dies nicht zum ersten Mal.

Washington signalisierte offen Verständnis dafür, dass Israel nicht mit einer Terrororganisation verhandeln will. Besser hätte es für Regierungschef Benjamin Netanyahu nicht laufen können. Er verabschiedet sich nun offiziell von den Friedensverhandlungen, die er ohnehin nie wollte, und kann die Palästinenser für das Scheitern des Dialogs verantwortlich machen. Die palästinensischen Häftlinge, über deren Amnestie seine Koalition zu zerbrechen drohte, bleiben hinter Gittern. Und einen Baustopp in den Siedlungen wird auf absehbare Zeit auch niemand von ihm fordern. Lang lebe Grossisrael!

**Manor** Das Warenhaus erhält Unterstützung gegen seinen Vermieter.

*Von Nicola Brusa*

## Kaufhaus mit eigener Lobby

Tradition ist an einem Ort wie der Zürcher Bahnhofstrasse ein denkbar schlechtes Argument. Und doch: Sie wird von einer neu gegründeten Interessengemeinschaft (IG) bemüht, die sich für den Verbleib des Warenhauses Manor an Zürichs teuerster Strasse einsetzt (TA vom Freitag). Der Mietvertrag für den denkmalgeschützten Bau läuft aus, Besitzerin Swiss Life knüpft eine Verlängerung des Vertrags an einen «marktüblichen» Mietzins - dieser liegt rund dreimal höher als der heutige von gegen 7 Millionen Franken pro Jahr.

Während Manor vor Mietgericht kämpft, haben «interessierte Zürcher aus Politik und Gewerbe» die «IG Manor Bahnhofstrasse» gegründet. Beim Begriff IG schwingt der Kampf von klein gegen gross mit. Sie ist das erste Mittel von Bürgern, um gemeinsam zu kämpfen: gegen eine neue Strasse, für eine neue Busverbindung, gegen zu helle Lampen am Bahnhof. Und gegen Fluglärm natürlich. Im Zusammenhang mit einem Milliardenkonzern ist eine IG hingegen merkwürdig.

Die 64 Manor-Warenhäuser erzielten 2013 einen Umsatz von 2,8 Milliarden Franken, davon steuerte die Filiale an der Bahnhofstrasse 120 Millionen bei. Hinter Manor steht der Familienkonzern Maus Frères. Zur Gruppe gehören auch der Heimwerkermarkt Jumbo, das Sportgeschäft Athleticum oder die Kleidermarke Lacoste. Es geht hier nicht um klein gegen gross, sondern um gross gegen noch grösser. Und um viel Geld. Hier wird Lobbying betrieben - bloss tönt IG sympathischer.

Unbestritten ist, dass Warenhäuser wie Manor die Innenstadt attraktiv machen und von den Kunden geschätzt werden. Globus, Jelmoli, Manor und der St. Annahof ergänzen sich in diesem Markt sehr gut. Laut Kennern der Branche sind sie gut positioniert und unterscheiden sich mit ihren Angeboten voneinander - und das auf engstem Raum. Es stellt sich jedoch die Frage, ob der Standort an der Bahnhofstrasse für Manor überlebenswichtig ist. Will das Unternehmen mit dem Gang vor Gericht - und mit der Hilfe der IG - Zeit gewinnen, um einen neuen Standort in der Nähe der Bahnhofstrasse zu finden? In diese Richtung argumentiert zumindest Swiss Life: Sie wirft Manor eine «Verzögerungstaktik» vor.